

träger an der Seine lieber sehen als die Kulturträger von der Seine am Uergha gesehen sind? Die kulturelle Aufgabe der französischen Truppen am Uergha hat knapp und klar der Mann umschrieben, der sie marschieren ließ, Herr Maginot, der Kriegsminister Poincarés:

„Ich habe als Kriegsminister im April 1924 den Marschall Lyauthey dazu bevollmächtigt, die Uerghalinie zu besetzen. Diese Operation war von dem Marschall wiederholt vorgeschlagen. Sie war dazu bestimmt, unsere Front zu befestigen und eine wirksame Verteidigung möglich zu machen. Der Marschall setzte am 22. März 1924 in einem Memorandum auseinander, daß die Besetzung ohne Verluste erfolgen könne.“

„Unsere Front zu befestigen und eine wirksame Verteidigung möglich zu machen“, sind auch in Deutschland bekannte Wünsche. Sie erwecken peinliche Erinnerungen an Belgien, Briey, Longwy und einen bedenklichen Blick nach dem Rheinland. Vorläufig aber ist „die Ehre und die Sicherheit Frankreichs“ ausgerechnet am Uergha bedroht, und „seine Kolonialpolitik“, das Recht der Weißen, den Boden der Schwarzen zu nehmen, „steht auf dem Spiel“.

Dies Recht stand schon des öfteren auf dem Spiel, denn es ist recht fraglich. Und wie diesmal der Hunger die Waffe der Zivilisation ist, so war es schon einmal der Durst. Damals ging es nicht um marokkanische Erze und Phosphate, sondern um die Diamanten Südwesafrikas, und die Kulturträger saßen nicht an der Seine, sondern an der Spree. Über jenen Krieg spricht das deutsche Generalstabswerk folgendermaßen:

„Das Drama spielte sich auf der dunklen Bühne des Sandfeldes ab. Aber als die Regenzeit kam, als sich die Bühne allmählich erhellte und unsere Patrouillen bis zur Grenze des Betschuanalandes vorstießen, da enthüllte sich ihrem Auge das grauenhafte Bild verdursteter Heereszüge.“

Das Röcheln der Sterbenden und das Wutgeschrei des Wahnsinns... sie verhalten in der erhabenen Stille der Unendlichkeit! — — — —

Das Strafgericht hatte sein Ende gefunden.

Die Hereros hatten aufgehört, ein selbständiger Volksstamm zu sein.“

Herr Painlevé hat es gesagt, daß die Kabylen Getreidediebe sind, und so sind auch sie zu strafen. Er mag den Tag herbeiwünschen, da er als prominentes Mitglied der Liga für Menschenrechte vor diesen Kreis mit den Worten treten kann:

„Das Strafgericht hat sein Ende gefunden.“

H. M.

Zum Presse-Kongreß

Der Journalist sagt sich jeden Morgen zum Trost, daß die Presse die siebente Großmacht sei, und betrachtet seine eignen Auslassungen wie die seiner Kollegen als Äußerungen offizieller Vertreter dieser Großmacht. Daher die viele Polemik in den Zeitungen, zumal den deutschen, deren Journalisten nur sehr selten darauf ausgehen, wegen der formalen Vorzüge ihrer Artikel individuell geschätzt zu werden. Angreifen ist ihnen wichtig. Wichtiger noch angegriffen werden. Denn da kann man mitteilen: „Die X-Zeitung beschäftigt sich ausführlich mit unserm Artikel.“ Sie beschäftigt sich zwar in sehr unfreundlicher Weise damit, aber immerhin, sie beschäftigt sich.

Der Journalist fühlt sich als Beamter im Departement öffentliche Meinung. Als solcher ist er naturgemäß Ressortpartikularist. Dabei zeigt sich die Wirkung der eigenen Unsicherheit über seine öffentliche Position. Es überkompensiert sein Kleinheitsgefühl gewaltig. Die Tatsache, daß alles was er schreibt zehntausend, hunderttausend, ja Millionen Menschen lesen, lesen müssen, ob sie wollen oder nicht, ist an sich schon geeignet, in einer Zeit, die sich an Massenwirkungen berauscht, Hochgefühle zu erwecken. Bei dem Journalisten, der sich sonst im Leben nicht genügend beachtet und nicht genug geachtet fühlt, löst dies Bewußtsein die